

## „Zuviel gelernt?“

# Geisteswissenschaftlerinnen zwischen Wissenschaft und Wirtschaft

Sylvia Schraut

Es ist Ihnen sicherlich noch in Erinnerung: Im Jahr 2007 rief die Bundesministerin für Bildung und Forschung, Annette Schavan, das Jahr der Geisteswissenschaften aus. „Von Aufklärung bis Zukunft reicht das ABC der Menschheit, das die Geisteswissenschaften buchstabieren“, heißt es in der Erläuterung des Ministeriums zum Jahr der Geisteswissenschaften, und weiter: „Ob Geschichtswissenschaften oder Philosophie, Amerikanistik oder Turkologie: Die Geisteswissenschaften reflektieren die kulturellen Grundlagen der Menschheit. Und weil sie ihre Ziele aus sich heraus bestimmen, können sie auch Brücken schlagen zwischen den Kulturen. Damit ist nicht nur die große Bühne globaler Konflikte gemeint, sondern auch das Zusammenleben in unserer Gesellschaft zwischen Menschen verschiedener Herkunft, Weltanschauungen, Identitäten oder Bekenntnisse. Die Geisteswissenschaften sind gefragt, wo Gentechnik oder Medizin möglich machen, was bislang undenkbar war, wo es unterschiedliche Sprachen zu erklären gilt oder wo Traditionen verstanden und übersetzt sein wollen.“<sup>1</sup> Geisteswissenschaften, dass lässt sich aus diesen Erläuterungen schließen, sind mithin Fachgebiete, die in einer komplexen modernen Gesellschaft ihren Anteil haben an der Erziehung zur Demokratie, an der Ausformung einer civil society und der Debatte um eine historisch verankerte Identität, schließlich auch im Umgang mit dem Eigenen und dem Fremden in einer globalen Welt.

Das Bundesministerium führte zusammen mit 331 Partnern über 1000 Veranstaltungen zur Präsentation deutscher Geisteswissenschaften durch. „Die Vielfalt, die Internationalität und Qualität der deutschen Geisteswissenschaften seien im Jahr der Geisteswissenschaften erfolgreich demonstriert worden. Sprache als inhaltliche Klammer des Jahres habe es ermöglicht, die Vielfalt von 96 Fächern auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und öffentlich zu präsentieren. Die Geisteswissenschaften hätten im Wissenschaftsjahr an Selbstbewusstsein gewonnen“, so die Ministerin in der Abschlussveranstaltung und sie sicherte „den Geisteswissenschaften auch ihre weitere Unterstützung für die kommenden Jahre zu“.<sup>2</sup>

Die positive Bilanz enthält einen erstaunlichen Satz: Um ihn noch einmal zu zitieren: Die Geisteswissenschaften, heißt es, „hätten im Wissenschaftsjahr an Selbstbewusstsein gewonnen“.

Haben die Geisteswissenschaften, die Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler das denn nötig? Haben die VertreterInnen derjenigen wissenschaftlichen Fachbereiche, die nichts weniger leisten, als einer modernen Industriegesellschaft das Rüstzeug für eine kulturelle und demokratische Selbstvergewisserung zu liefern, ein Problem mit ihrem gesellschaftlichen Standort?

Die Frage ist rhetorisch gemeint. Im Land der Dichter und Denker sind die Geisteswissenschaften seit längerem in Frage gestellt. An den Universitäten müssen sogenannte Orchideenfächer, beispielsweise die Alten Sprachen oder die Altertumswissenschaften, die

Pädagogik und andere nicht selten denjenigen Fächern weichen, deren unmittelbare ökonomische Relevanz auf der Hand liegt. In den schulischen Lehrplänen der baden-württembergischen Hauptschulen etwa ist der Geschichtsunterricht in den letzten Jahren zurückgefahren worden; in den Museen werden feste Stellen für Fachleute gestrichen, Ausstellungen nicht selten durch eine Vielzahl billiger Volontäre bewerkstelligt; überdies: GeisteswissenschaftlerInnen verdienen auf dem freien Markt durchschnittlich sehr viel weniger als die AbsolventInnen anderer Studienfächer und sie haben es auf dem Arbeitsmarkt schwerer als Angehörige anderer Berufssparten.

Das belegt beispielsweise eine Studie über die Berufschancen von Geisteswissenschaftlern, die das Bundesministerium für Bildung und Forschung im Jahr der Geisteswissenschaften in Auftrag gab (Folie 2).<sup>3</sup> Die Auswertung der Zensusdaten zwischen 1984 und 2004 ergab: Akademiker mit geisteswissenschaftlicher Ausbildung waren mit steigender Tendenz häufiger arbeitslos als Naturwissenschaftler, GeisteswissenschaftlerInnen sind dabei von Arbeitslosigkeit häufiger betroffen als ihre männlichen Berufskollegen. Dazu lässt der Mikrozensus die recht beeindruckende, wenn nicht gar schockierende Feststellung zu, dass sich rund jede fünfte Akademikerin mit geisteswissenschaftlichem Studium zeitweise oder gar endgültig vom Arbeitsmarkt verabschiedet hat (Folie 3). „Die höhere Zahl der Nichterwerbspersonen“, so die Autoren, „deutet aber darauf hin, dass die Beteiligung am Erwerbsleben für Geisteswissenschaftler/innen nicht immer Hand in Hand gehen muss mit beruflichem Erfolg, weshalb sich vermutlich ein großer Teil von ihnen aus dem Erwerbsleben zurückzieht und in der stillen Reserve auf bessere Erwerbs- und höhere Erfolgchancen wartet“, so die Analyse.<sup>4</sup> Kann sich das eine moderne Industriegesellschaft, die über drohenden Fachkräftemangel diskutiert, leisten?

Insgesamt belegt die Studie: „Die Erwerbchancen der Geisteswissenschaftler/innen haben sich demnach nicht nur im Vergleich zu anderen Akademiker/innen eher verschlechtert. Berücksichtigt man hier nun außerdem die Selbständigenquote, die in dieser Disziplin im betrachteten Zeitraum den deutlichsten Zuwachs erfährt, so erhärtet sich der Verdacht, dass sich die Partizipationschancen am Arbeitsmarkt, im engen Sinne also die Chancen auf eine abhängige Beschäftigung, für Geisteswissenschaftler/innen verschlechtert haben. ... Auch hinsichtlich der Qualität der Beschäftigung müssen die Geisteswissenschaftler/innen größere Verluste in Kauf nehmen. ... Geisteswissenschaftler/innen sind sehr viel häufiger teilzeit- und geringfügig beschäftigt, besonders deutlich wird dies bei den Frauen. ... Insgesamt sind Wissenschaftlerinnen sehr viel häufiger als Männer teilzeit- und geringfügig beschäftigt. Ihre tendenziell gestiegenen Erwerbchancen werden durch diese Qualitätsverluste in der Erwerbstätigkeit wieder relativiert. Ihr beruflicher Erfolg ist dementsprechend niedriger als der der Männer. Dies zeigt sich unabhängig von der Art der Erwerbstätigkeit über den gesamten betrachteten Zeitraum.“<sup>5</sup>

Zur festgestellten Misere passt, dass beispielsweise die FAZ die Ausrufung des Jahres der Geisteswissenschaften als „peinlich“ bewertete.<sup>6</sup> „Wissensvermittlung in den vorklinischen Fächern etwa oder in den Ingenieurwissenschaften gewinnt ihre Legitimität aus den zukünftigen Berufsanforderungen ihrer Studenten“, so die zweifelsfrei wirtschaftsnahe bildungsbürgerliche Zeitung. „Für langweilige Vorlesungen über Shakespeares Dramen oder Kants Kritische Schriften gäbe es keine Entschuldigung, weil sie eine Beschäftigung der Studenten mit solchen Gegenständen am Ende eher verstellen als befördern.“ Aha, geisteswissenschaftliche Studiengänge machen nichts anderes als Interesse an Schöngestigem wecken? Geis-

teswissenschaften befördern der FAZ zufolge nicht die Berufsorientierung, Geisteswissenschaftler bilden also keine Lehrer aus, keine Erwachsenenbilder und Journalisten?

Zur kritischen Haltung gerade der Wirtschaft gegenüber den Geisteswissenschaften passt auch der personelle Graben zwischen den beiden Sparten. In England beispielsweise absolvierte Anita Roddick, die mittlerweile verstorbene Gründerin und langjährige Chefin von „The Body Shop“, ein Studium in Englisch und Geschichte; Martha Lane Fox, Mitbegründerin der Online-Reiseagentur Lastminute.com, studierte Geschichte; auch Richard Meddings, Finanz-Chef des börsennotierten Konzerns Standard Chartered, ist Historiker.

In Deutschland dagegen sitzt kein einziger reiner Geisteswissenschaftler in einem der 30 Vorstände der Dax-Konzerne. Wie der Spiegel im Dezember letzten Jahres berichtete, studierten lediglich 3 von 184 Top-Managern in den DAX-Vorständen ein geisteswissenschaftliches Fach, allerdings in Kombination mit Rechtswissenschaften und VWL. „Ein absurder Zustand“, so der Spiegel, „wenn man bedenkt, dass die Deutschen ihre Geisteswissenschaftler eigentlich schätzen und ihnen immer wieder die Kern-Kompetenzen von Führungskräften zuschreiben. ... Geisteswissenschaftler verfügen demzufolge oft über stark ausgeprägte Sozialkompetenzen. Sie können Menschen mit verschiedenen Positionen zusammenbringen und haben dabei immer das Gesamtziel im Auge“, so der Spiegel.<sup>7</sup>

Doch jenseits solcher wohlmeinender Appelle und freundlichen Lippenbekenntnisse auch aus Wirtschaftskreisen sind die Gräben zwischen Wirtschaft und Geisteswissenschaften in Deutschland nach wie vor tief.

Die Misere verstärkt sich, werden explizit die Berufschancen von hochqualifizierten GeisteswissenschaftlerInnen in den Blick genommen. Am Beispiel der promovierten GeisteswissenschaftlerInnen, lässt sich aufzeigen, wie schwierig und auch wie unüberschaubar die Lage dieser Berufsgruppe in Deutschland ist. Sie sind nicht nur Angehörige einer aktuell wenig geschätzten Profession. Sie sind darüber hinaus auf dem Wissenschaftsmarkt als Frauen im Hintertreffen und sie sind als bestens ausgebildete Frauen in Deutschland mit all jenen Widrigkeiten konfrontiert, die hier mit dem Thema ‚Frau und qualifizierte Berufstätigkeit‘ immer noch verbunden sind.

In diese Gemengelage will ich im Folgenden ein wenig Licht bringen. Dass es hier in erster Linie darum geht, überhaupt erst einmal in ein reichlich dunkles Dickicht zu leuchten, zeigt die Suche nach Kenntnissen über den beruflichen Verbleib von Geisteswissenschaftlerinnen nach der Promotionsphase. Denn genau besehen, wissen wir über die berufliche Stellung promovierter Geisteswissenschaftlerinnen herzlich wenig. Weder die Universitäten, noch die statistischen Ämter stellen Daten in ausreichendem oder gar differenziertem Maße zur Verfügung. Wir müssen uns also behelfen mit Aussagen über Studierende, Frauen an Hochschulen und die berufliche Stellung von Frauen in und außerhalb der Familienphase in Deutschland (Folie 4).

Fangen wir an mit der Stellung von Geisteswissenschaftlerinnen im Studium und in der Hochschule als Ausbildungs- und Berufsort.

Was wissen wir überhaupt über Studienwillige und den Verbleib von Universitätsabsolventinnen und Absolventen? Regelmäßig werden in der Bildungsstatistik Daten zur Anzahl der Hochschulabsolventen in einzelnen Fächern erhoben. Die Entwicklung seit 2000 zeigt, immer mehr Angehörige eines Jahrgangs beginnen mit einem Studium. Seit 2008 liegt die Studienanfängerquote bei über 40 %. Jeder oder jede Vierte eines Geburtsjahrgangs erreicht inzwischen auch einen Studienabschluss. Wie Ihnen die Folie zeigt, ist das ein aktuell be-

deutsamer Trend, an dem besonders Frauen einen hohen Anteil haben (Folie 5). Noch im Jahr 2000 lagen weibliche hinter männlichen Absolventen. Weibliche Studierende sind überdies erfolgreicher als ihre männlichen Kollegen. (74 % / 71 % Abschlussquote). Setzen sich diese Trends langfristig fort, dann werden Frauen in den deutschen Bildungsberufen bald überrepräsentiert sein.

Die nächsten Folien (Folie 6-9) veranschaulichen Ihnen die derzeitige Verteilung nach Fachbereichen. Studentinnen stellen einen besonders hohen Anteil an den Geistes- und Kulturwissenschaften oder in der Kunst. Sie haben gleichgezogen mit manchen anderen Bereichen und liegen eigentlich nur noch in den Naturwissenschaften und in den technischen Fächern hinten. Studentinnen, so lässt sich daraus schließen, entscheiden sich im Studienfach eher für die Berufung als für den Beruf, denn sie entscheiden sich für Studienfächer mit derzeit schlechten Berufsaussichten.

Ihre Promotionsmöglichkeiten sind jedoch in den Geisteswissenschaften und im Kunstbereich am höchsten, also in denjenigen Fächern, die am wenigsten einflussreiche und gut bezahlte Jobs versprechen. Noch hat sich ihr verstärkter Einzug beispielsweise in den Rechtswissenschaften nicht in entsprechenden Promotionsmöglichkeiten niedergeschlagen.

Ohnehin ist es schwierig über die Promotionsmöglichkeiten von Frauen exakte Angaben zu erhalten. 2008 wurden in Deutschland 24.900 Promotionstitel vergeben, 42 % davon entfielen auf Frauen.<sup>8</sup> Damit wird deutlich, Frauen promovieren noch nicht entsprechend ihres Anteils an den Studierenden. Doch laut dem Bildungsbericht des Bundesministeriums für Bildung und Forschung aus dem Jahr 2010 hat die „Promotion in Deutschland einen Doppelcharakter: Zum einen bildet sie den Nachweis einer herausgehobenen fachlichen Qualifikation, die oft in Führungspositionen oder in die außeruniversitäre Forschung führt. Zum anderen ist sie obligatorische Voraussetzung für eine universitäre wissenschaftliche Karriere. ... Lässt man die Medizin außer Acht, in der die Promotion einen anderen Stellenwert hat, ergibt sich eine Promotionsintensität von etwa 17 %: Das heißt, etwa jede/r Sechste schließt nach dem universitären Erstabschluss eine Promotion ab.“ Exakte Zahlen zum Geschlechterverhältnis unter den Promovierenden sind nicht publiziert. Wir wissen aber, dass Frauen unter den Promovierenden, gemessen an den Studentenzahlen, unterrepräsentiert sind. Es handelt sich um eine Benachteiligung, die sich in der Wissenschaft als Berufsweg fortsetzt. Dies veranschaulicht Ihnen die folgende Folien (Folie 10/11). Unter den C4-Professoren machen sie nur noch 10 % aus. Und auch ein Überblick über die Verteilung der Promotionsfächer nach Geschlecht macht deutlich (Folie 12), Frauen sind in den geistes- und kulturwissenschaftlichen Studien überrepräsentiert, hier haben Sie auch die größten Chancen zu promovieren, damit allerdings auch den erschwerten Stand einerseits als Frau auf dem Berufsmarkt und andererseits als Geisteswissenschaftlerin.

Und so lässt sich zu recht fragen: was folgt nach der Promotion? Für die wenigsten öffnet sich der Weg in eine Universitätskarriere. Als hochqualifizierte Absolventinnen treffen Sie auf einen Arbeitsmarkt, der sie nicht mit offenen Armen begrüßt. Wo die Mehrzahl der Geisteswissenschaftlerinnen beruflich verbleibt, liegt statistisch gesehen im Dunkel.

Denn: „In Deutschland existieren bislang keine institutionellen Rahmenbedingungen für eine standardisierte Erhebung von zeitgenauen Informationen zum Verbleib von Hochschulabsolventen auf Individualbasis, die sich nach Fächern, Fächergruppen, Hochschulen und Regionen differenziert betrachten lässt.“<sup>9</sup> Das ist in anderen Ländern wie beispielsweise in Großbritannien oder den USA anders. Hier sind seit langem Absolventenbefragungen üblich. Es handelt sich hierbei allerdings um Universitätslandschaften, in denen Absolventen in der

Regel eine hohe Bindung an ihre Ausbildungsstätten haben und deshalb auf Befragungen auch gerne antworten. Auf dem Weg mühseliger freiwilliger Absolventenbefragungen versuchen in den letzten Jahren wissenschaftliche Studien wie das ‚Bayerische Absolventenpanel‘ oder HIS, das ‚Hochschulinformationssystem‘, den Absolventenverbleib zu untersuchen (Folie 13).

Betrachten wir die Absolventenbefragungen von HIS ein wenig näher. 2009 legte HIS eine Absolventenbefragung des Absolventenjahrgangs 1997, also nach 10-jährigem Studiumsabschluss, vor. Insgesamt, so das Ergebnis, lohne sich die Investition in eine Hochschulausbildung. 10 Jahre nach dem Studiumsabschluss arbeiten die Absolventen größtenteils in angemessenen Tätigkeiten und sind mit ihrem Beruf meist zufrieden. Sie erzielen überwiegend angemessene Einkommen.<sup>10</sup> Eingestreut in die positive Bilanz wird jedoch hier und dort auf die vergleichsweise schlechte Stellung der Absolventen geisteswissenschaftlicher Abschlüsse hingewiesen: So heißt es: „Nur Absolvent/inn/en der geisteswissenschaftlich dominierten Magisterstudiengänge konnten seltener in reguläre Erwerbstätigkeit einmünden. Im Gegenzug liegen hier die Anteile an (dauerhaften) Werk- und Honorartätigkeiten deutlich über dem Durchschnitt.“<sup>11</sup> Auf der anderen Seite betonen die befragten Absolventen aller Studienrichtungen, wie wichtig in ihrem Berufsleben neben der engen Fachkompetenz die Bedeutung von Methodenkompetenzen, Sozialkompetenzen, Selbstorganisationsfähigkeiten oder Präsentationskompetenzen sind, und sie erwerben solche nicht selten in Weiterbildungsmaßnahmen. Doch als Geisteswissenschaftlerin erlaube ich mir die Feststellung: Selbstständiges Arbeiten, die Fähigkeit, Wissenslücken zu erkennen und zu schließen, analytische Fähigkeiten, Problemlösungsfähigkeiten, die Fähigkeit, vorhandenes Wissen auf neue Probleme anzuwenden, Kooperations- und Kommunikationsfähigkeiten, Organisationsfähigkeiten, schriftliche und mündliche Ausdrucksfähigkeit, das alles sind Kompetenzen, die vor allem in den geisteswissenschaftlichen Studien erworben werden und von GeisteswissenschaftlerInnen nicht nur angewendet, sondern auch trainiert werden können.

Nur in geringem Umfang lässt sich die HIS-Studie nutzen, wenn man etwas über die berufliche Lage von Absolventinnen 10 Jahre nach Ende des Studiums erfahren will. Lapidar heißt es: „Niedrigere Quoten regulärer Erwerbstätigkeit sind in Fachrichtungen mit hohem Frauenanteil wahrscheinlicher. Über alle Fächergruppen hinweg sind Absolventen häufiger regulär erwerbstätig als Absolventinnen. In einigen Fachrichtungen liegen die Anteile der Absolventen bei nahezu 100 Prozent. Absolventinnen hingegen zeigen, nach einem den Absolventen ähnlichen Verlauf im Anschluss an das Examen, eine andere Entwicklung regulärer Erwerbstätigkeit. Bereits ca. eineinhalb Jahre nach dem Studium steigen die Anteile an regulärer Erwerbstätigkeit weniger stark an als bei Männern, um dann nach etwa vier Jahren wieder abzusinken.“<sup>12</sup>

Damit sind wir beim gerade wieder aktuell diskutierten Thema von weiblicher Erwerbsarbeit in Kombination mit Familienarbeit: Die Befragung vermeldet hierzu knapp: „Elternzeit bzw. Familienarbeit geht häufig mit einer zeitlich befristeten Unterbrechung der Erwerbsarbeit einher. Zehn Jahre nach dem Examen ist etwa ein Viertel der Absolventinnen entweder in Elternteilzeit oder in Familienarbeit. ... Die mit der Familiengründung und -betreuung einhergehenden zusätzlichen Belastungen werden offensichtlich fast ausschließlich von Frauen getragen, die ihre Erwerbstätigkeiten dafür meistens zeitweise aufgeben und später häufig parallel mit den Aufgaben der Kindererziehung wieder erwerbstätig werden.“<sup>13</sup> Und so ist es nur folgerichtig, dass die Studie hervorhebt, Absolventinnen nennen häufiger Schwierigkeiten, eine passende Betreuungseinrichtung für die Kinder zu finden, sie haben Probleme, eine

geeignete Teilzeitstelle zu finden und Schwierigkeiten nach der Familienphase wieder in den Beruf einzusteigen, geschweige denn eine ausbildungsadäquate Stelle zu ergattern.

Die Ergebnisse der Befragung werden durch andere auf dem Mikrozensus beruhende Untersuchungen gestützt. Seit 1960 hat sich die Erwerbsquote von Frauen von 47,6 auf 66,2 % im Jahr 2009 erhöht. Gleichzeitig zeigt sich jedoch, dass es sich bei dieser Erhöhung im Wesentlichen um die Zunahme von Arbeitsverhältnissen unter 15 Stunden wöchentlich handelt. Dies sind zumeist jedoch niedrig qualifizierte „frauentypische“ Berufsbereiche mit geringem Einkommen. Weiter belegt der Mikrozensus: Im europäischen Vergleich nimmt Deutschland eine Vorreiterrolle ein, dann nämlich, wenn es um die Nichtvereinbarkeit von Familien- und Berufsarbeit geht. Dazu passt, dass Deutschland überdies das Schlusslicht in Europa stellt in der Zahl von weiblichen Führungskräften mit Kindern. Die Erwerbstätigkeit von Müttern ist in den meisten europäischen Vergleichsländern höher als in Deutschland. Anders als in Deutschland wird in vielen europäischen Ländern ein Erwerbsmodell verfolgt, das Frauen und Männer gleichermaßen auf die eigene Existenzsicherung verweist. „Der Blick über die Grenzen zeigt, dass Länder, die Frauen einen längeren Ausstieg nahelegen, dann auch besonders viele Maßnahmen benötigen, um sie wieder in den Arbeitsmarkt zurückzuholen.“<sup>14</sup>

Jenseits von Überlegungen zur beruflichen Benachteiligung von Frauen, lässt sich daher fragen: Wie lange will und kann sich das die Bundesrepublik wirtschaftlich noch leisten?

Was sind die Konsequenzen aus dem doch sehr trockenen statistischen Datenmaterial im Allgemeinen und für ein Projekt wie WisaWi, das hier heute ausgezeichnet wird, im Besonderen? Hier sind sozialwissenschaftlich statistische Defizite und individuelle Folgeprobleme aus dem Geschilderten zu unterscheiden.

Zum einen sollte der ärgerliche Mangel an verfügbaren Daten beseitigt werden. Wir wissen herzlich wenig, wenn es um die Kombination von Studium, Berufstätigkeit und Geschlecht geht. Das betrifft nicht nur die geisteswissenschaftlichen Absolventinnen, aber eben diese auch, und das betrifft vor allem den gänzlichen Mangel von Daten über den beruflichen Verbleib von promovierten Frauen nicht nur, aber eben auch in den Geisteswissenschaften.

Zum anderen ist es ein Skandal, wie gering unser Wissen darüber ist, wie schwer sich ein beachtlicher Teil hochqualifizierter ausgebildeter Frauen damit tut, qualifizierte Berufstätigkeit mit Familienarbeit zu verbinden. Hier trägt das Informationsdefizit dazu bei, das in Deutschland äußerst zählebige traditionelle Familienmodell zu stabilisieren. Es fehlt an ausreichendem statistischem Material, das den Abbruch von Berufswegen zahlreicher qualifizierter Frauen in der Familienphase und ihren Wiedereinstieg weit unter ihrem Ausbildungsniveau beleuchtet. Solches Material dürfte den politischen Druck erhöhen beispielsweise hinsichtlich der Förderung adäquater Betreuungsmöglichkeiten für Kinder von Berufstätigen, deren Arbeitszeiten nicht mit der Stechuhr gemessen wird. Mit entsprechendem Zahlenmaterial dürfte der politische Druck steigen, wenn es beispielsweise um die Förderung von Berufsmodellen geht, die die Familie des Einstellenden berücksichtigen, wenn es um die Förderung von Einstellungsmodellen etwa für Paare geht. Das sind Modelle, wie sie in anderen Ländern, etwa in den USA, durchaus üblich sind.

Ausreichendes statistisches Material würde beleuchten, dass in Deutschland zwar die geschlechtsspezifischen Barrieren in der Bildung gefallen sind, nicht jedoch in der Frage qualifizierter Berufstätigkeit nach dem Studium.

Doch jenseits der statistischen Beschreibung auf Bundesebene und der hieraus zu entwickelnden politischen Forderungen stellen sich die beruflichen Probleme der betroffenen Frauen höchst individuell.

Geisteswissenschaftlerinnen sind Frauen mit einer akademischen Ausbildung, die es jenseits des typischen LehrerInnenberufs schwerer haben, ihren Nutzen potentiellen Arbeitgebern zu verdeutlichen. Sie verdienen weniger als Absolventen anderer Studiengänge, sie sind häufig in prekären Zeitarbeitsverhältnissen anzutreffen, in Universitätskarrieren sind sie verglichen mit ihren männlichen Kollegen unterrepräsentiert und sie verschwinden, wohl auch angesichts ihrer Berufsschwierigkeiten, überdurchschnittlich häufig in einer Familienphase ohne Berufstätigkeit. Doch in der Regel erlebt jede Betroffene die berufliche Misere als individuelles persönliches Versagen. Gerade weil es an entsprechenden Kenntnissen über die Lage der eigenen Gruppe auf dem Arbeitsmarkt fehlt, erscheinen die eigenen Schwierigkeiten auch nur individuell lösbar.

Geisteswissenschaftlerinnen treffen ihre berufs-entfernenden Entscheidungen in der Regel ohne Berücksichtigung struktureller Gegebenheiten (Denn wenn sie dies täten, hätten sie nicht Geisteswissenschaften studiert). Sie haben nach dem Abschluss des Studiums und oder der Promotion die Möglichkeit, an diejenigen Orte zu ziehen, an denen sich für einen Berufsstand mit Hindernissen die bestmöglichen Berufswege auftun. Entscheiden sie sich stattdessen gegen berufsbedingte Mobilität und für den regionalen Verbleib am Wohnort des Partners, am Wohnort des Haupternährers der Familie, dann erleben sie nicht selten beträchtliche Hindernisse für die eigene Eingliederung in adäquate Berufstätigkeit. Doch sie begreifen ihre Probleme sozusagen als hausgemacht. Und sie suchen keineswegs laut und fordernd, sondern meistens kleinlaut und bescheiden nach individuellen Lösungen an denjenigen Orten, an die sie dank der Orientierung an Familieninteressen gezogen sind.

Projekte, die sich um die berufliche Eingliederung hochqualifizierter Geisteswissenschaftlerinnen bemühen, müssen folglich buchstäblich vor Ort ansetzen. Sie sind konfrontiert mit höchst individuellen persönlichen und beruflichen Profilen. Zur Zielgruppe gehören junge und ältere promovierte Geisteswissenschaftlerinnen, die mit der Familie neu zuziehen, weil die Karriere des Mannes hierher führte, ohne dass die Berufsfrage der Partnerin mit geklärt wurde. Zur Zielgruppe gehören hochqualifizierte Frauen, die nach dem Abbruch einer Universitätslaufbahn in mittleren Jahren mehr oder weniger vor dem beruflichen Nichts stehen, aber aus familiengründen regional nicht mobil sind. Zur Zielgruppe gehören Geisteswissenschaftlerinnen, die nach einer langen Familienphase wieder den beruflichen Einstieg suchen, in ihrem Zeitkontingent jedoch nicht selten beschränkt sind. Dazu gehören aber auch junge Absolventinnen geisteswissenschaftlicher Studiengänge, die sich bewusst sind, dass sie zusätzliche Qualifikationen benötigen, um in der Berufswelt adäquat Fuß zu fassen.

Für diese höchst heterogene Gruppe mit individuellen Problemlagen und Fragestellungen sind standardisierte Beratungsmuster ungeeignet. Nicht selten geht es nicht nur um die Analyse der eigenen Ausgangsbasis, die Entwicklung einer beruflichen Zukunftsvision und eines eigenen Profils, sondern auch um die Ermittlung der Qualifikationen und Kompetenzen, die vorhanden, aber dank der eigenen Misserfolgsgeschichte unterschätzt werden. Es geht um die Ermittlung und Vermittlung von Weiterbildungsmöglichkeiten, um Chancen, neue Qualifikationen zu erproben und um das Öffnen von Türen in die Wirtschaft auch und gerade vor Ort. Dass dieser Weg zwar mühselig, aber notwendig und auch erfolgreich ist, zeigt die heutige Auszeichnung von WisaWi.

- 
- 1 [Http://www.abc-der-menschheit.de/coremedia/generator/wj/de/01\\_\\_Wissenschaftsjahr/Das\\_20Wissenschaftsjahr.html](http://www.abc-der-menschheit.de/coremedia/generator/wj/de/01__Wissenschaftsjahr/Das_20Wissenschaftsjahr.html)
  - 2 [Http://www.abc-der-menschheit.de/coremedia/generator/wj/de/05\\_\\_Veranstaltungen/Veranstaltungs\\_C3\\_BCckblick/Abschlussveranstaltung.html](http://www.abc-der-menschheit.de/coremedia/generator/wj/de/05__Veranstaltungen/Veranstaltungs_C3_BCckblick/Abschlussveranstaltung.html)
  - 3 Schandock, Manuel/Scharp, Nancy: Erwerbschancen im Wandel der Zeit. Eine empirische Analyse der Entwicklung des beruflichen Erfolgs von Geisteswissenschaftler/innen in Deutschland von 1985 bis 2004, Berlin 2008, S. 11.
  - 4 Ebd.
  - 5 Ebd. S. 22 f.
  - 6 FAZ.net: <http://www.faz.net/artikel/C31399/jahr-der-geisteswissenschaften-der-luxus-des-freidenkens-30190035.html>, erschienen in Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 07.01.2007, Nr. 1 / Seite 17.
  - 7 Der Spiegel, 23.12.2010. Geisteswissenschaftler in der Wirtschaft, Oh Gott, mein Chef ist Theologe, Von Katrin Rössler.
  - 8 Fabian/Briedis machen keine Angaben über Geschlecht bei den befragten Promovenden. Fabian, Gregor/Briedis, Kolja: Aufgestiegen und erfolgreich, HIS Forum Hochschule 2/2009
  - 9 Falk, Susanne/Reimer, Maïke/Hartwig, Lydia: Absolventenforschung für Hochschulen und Bildungspolitik: Konzeption und Ziele des „Bayerischen Absolventenpanels“. In: Beiträge zur Hochschulforschung, Heft 1, 29. Jahrgang 2007, S. 6-33, hier S. 10.
  - 10 Fabian/Briedis, (wie Anm. 8), S. VII.
  - 11 Ebd. S. 13.
  - 12 Ebd.
  - 13 Fabian/Briedis, (wie Anm. 8), S. III.
  - 14 Allmendinger, Jutta: Verschenkte Potentiale? Lebensläufe nicht erwerbstätiger Frauen, Frankfurt 2010, S. 42.